

Prof. Dr. Alfred Toth

Zur Frage der Syntaxautonomie

1. Die berühmte Behauptung Chomskys, die Frage, wie man eine Grammatik ohne Rücksicht auf die Bedeutung konstruieren könne, sei ebenso sinnlos wie die Frage „Wie kann man eine Grammatik ohne Kenntnis der Haarfarbe des Sprechers konstruieren“ (1973, S. 110), ist zwar ohne Zweifel falsch, denn niemand kann im Ernst behaupten, die Bedeutung spiele keine Rolle für die syntaktische Form eines Satzes, während klar ist, daß Haarfarbe, Schuhgröße und Jahr des Abiturs eines Sprechers vernünftigerweise keinen Einfluß auf sie haben. In der Folge entstanden neben der sich seit den „Syntactic Structures“ (1957) entwickelnden Generativen Grammatik in ihren verschiedenen Phasen zahlreiche alternative Grammatikmodelle, denen allen gemeinsam ist, daß sie auf die von Chomsky behauptete Autonomie der Syntax verzichten und die Form von Sätzen teilweise aus der Autonomie von Semantik und Pragmatik, teilweise aus der Interaktion der drei seit Morris (1938) angenommenen semiotischen Dimensionen (die man kurzerhand auf die Linguistik übertragen hatte) zu erklären versucht.

2. Man vergleiche die folgenden Sätze

- a) Hans schlägt Fritz.
- b) Fritz wird von Hans geschlagen.
- c α) Hans ist es, der Fritz schlägt.
- c β) Fritz ist es, der von Hans geschlagen wird.

Der unmarkierte Satz ist a), so daß man die anderen drei Sätze als Variationen zu erklären hat. In b) wird das Objekt zum Subjekt gemacht und das Verb passiviert. In den beiden c)-Sätzen wird einmal das Subjekt, einmal das Objekt aus dem Satz herausgenommen und in einer Art Vor-Satz vor den eigentlichen Satz gestellt. Zunächst sei festgestellt, daß alle diese Sätze grammatisch sind, d.h. daß ihre syntaktische Form diese „Transformationen“ erlaubt. Daß wir

jedoch so viele Variationen ein und desselben Sachverhaltes haben, daß nämlich ein A einen B schlägt, widerspricht offenbar dem Martinetschen Ökonomieprinzip von Sprachen – es sei denn, es gibt eine Begründung für sie. In b) wird offenbar das syntaktische Objekt bzw. die semantische Rolle Patiens zum Topik des Satzes befördert – die traditionellen Grammatiken würden von „Emphase“ sprechen, denn normalerweise (d.h. im a)-Satz) fällt das Topik mit dem Subjekt, das zugleich Agens ist, zusammen. Man kann also den b)-Satz einerseits semantisch (Wechsel der semantischen Rollen), andererseits pragmatisch (Wechsel der Perspektive, resp. des Gesprächsgegenstandes) erklären. Die beiden c)-Sätze wären dann „hyperemphatisch“, d.h. es handelt sich in α darum, den (ohnehin bereits als Subjekt-Agens-Topik kodierten) Hans und in $c\beta$ den (im b)-Satz bereits in Subjektposition gebrachten) Fritz in ein „Setting“ zu setzen, um in beiden Fällen ein Topik (in α das alte, in β das neue) in einer besonders markanten Konstruktion hervorzuheben. Es ist aber auch hier (im Gegensatz zur herrschenden Meinung) nicht nur eine pragmatische, sondern auch eine semantische Erklärung möglich (und zwar deswegen, weil auch das alte Topik in das Setting transportiert werden kann).

3. Es fragt sich somit, ob es Sätze gibt, deren syntaktische Form einzig durch die Semantik und solche, deren syntaktische Form einzig durch die Pragmatik bedingt ist. Ein Beispiel für oft behauptete „Semantik-Autonomie“ sind die von Postal (1969) konstruierten semantischen Inseln:

d α) Klaus-Dieter stammt aus Deutschland, und ich liebe das dortige Essen über alles.

d β) *Klaus-Dieter ist ein Schwabenkäfer, und ich liebe das dortige Essen über alles.

(Postal's originales Beispiel benutzt „lousy frog“ für „Frenchman, vgl. Toth 1993, S. 104.)

Der Grund für die Ungrammatizität von d β) liegt darin, daß das anaphorische Adverb „dort“ nicht mehr auf „Deutschland“ referieren kann, obwohl „Deutscher“ und „aus Deutschland stammend“ synonym sind mit „Schwaben-

käfer“. Dasselbe gilt offenbar immer dann, wenn Syonymiebildung zu Inseln führt, d.h. zu nicht mehr zugänglichen Gebieten im Satz:

- eα) Barbara hat blondes Haar, und ich liebe es, dieses durch meine Hände gleiten zu lassen.
- eβ) *Barbara ist eine Blondine, und ich liebe es, dieses durch meine Hände gleiten zu lassen.

Die Frage ist nur, ob es sich hier wirklich um Beweise für syntaktische Formen handelt, die einzig durch die Semantik bedingt sind. Diese Ansicht Postal's (und in seinem Zuge der Generativen Semantik) steht und fällt mit der Voraussetzung, daß der ersetzte Term, also „Schwäbänkäfer“ in den d)-Sätzen und „Blondine“ in den e)-Sätzen, immer noch das Ersetzte enthalten, daß dieses sozusagen immer noch „durchschimmert“, nur eben quasi durch das Wasser um sie herum zu Inseln wird. In Wahrheit liegen jedoch nur Wörter mit ähnlicher, jedoch nicht gleicher Bedeutung vor – man könnte sich genauso gut fragen, warum *Es hat 12 Uhr geprügelt trotz der „Synonymie“ von „prügeln“ und „schlagen“ ungrammatisch ist. In den d)-Sätzen ist das Anaphoricum ein lokales Adverb, das entsprechend nur auf eine lokale NP referieren kann; „Schwabenkäfer“ erfüllt diese Bedingung im Gegensatz zu „Deutschland“ aber nicht. In den e)-Sätzen ist das Anaphoricum mask. oder neutr., aber „Blondine“ fem., d.h. Referenz ist wegen der verschiedenen syntaktischen Formen von referierender und referierter NP ausgeschlossen. Da lokale und weitere adverbiale NPs im Deutschen nicht deklinierbar sind, sind also die wirklichen Gründe für die Ungrammatizität der d)- und e)-Sätze rein syntaktisch.

4. Ein viel zitierter Fall für angebliche pragmatische Autonomie liegt bei Märchenanfängen vor:

- fα) Es war einmal ein alter König, der hatte eine Tochter

Hier haben wir zwei Subjekte: „es“ und „König“, wobei es ein bloßes Leerelement ist, denn es referiert nicht und kontrolliert auch das Verb nicht, denn

- fβ) Es war einmal ein alter König und eine alte König

ist ebenfalls grammatisch. Nun scheint aber eine Verwandtschaft mit den c)-Sätzen vorzuliegen, denn man kann f α) transformieren zu

f γ) Ein alter König, der hatte eine Tochter,

während

f δ) ?War ein alter König, der hatte eine Tochter

mindestens fragwürdig ist (jedoch: War ein Schuster zu Breslau, ohne daß hier ein Existenzverb vorliegt). Da wir ferner haben

f ϵ) *Es ein alter König, der hatte eine Tochter,

scheint zwar ein Verb nicht notwendig nach einem Subjekt zu verlangen, wohl aber ein Subjekt immer ein Verb zu fordern. Wie man aus f γ) sieht, kann man offenbar „topiklose“ Sätze wie Märchenanfänge problemlos in Setting-Konstruktionen um wandeln, die übrigens rein formal auch an den sog. appositiven Relativsätzen (d.h. solche, die die Form von Hauptsätzen haben) erkennbar sind, denn

f ζ) *Es war einmal ein alter König, der eine Tochter hatte

ist wiederum ungrammatisch. Wie man nun aus dem Vergleich von f α) und f γ) ersieht, kann man im Grunde erst in f γ) von einer Satzeinheit sprechen, da „ein alter König, der hatte eine Tochter“ und nicht nur „ein alter König“ Topik ist – mit anderen Worten: Märchenanfänge dienen einzig dazu, NPs, die somit zum Zeitpunkt der Introdution noch nicht Topiks sind, als solche (und zwar nicht nur im Satz, sondern für den gesamten Text, d.h. das betreffende Märchen) als Topik zu etablieren. Daraus schließt man, daß Fälle wie die f)-Sätze Belege für Pragmatikautonomie sind.

Nun gibt es jedoch, bei denen entweder dieser Typ von Märchenanfängen fehlt (vgl. z.B. ungarisch *Hol volt, hol nem volt, volt egyszer egy király*, wörtl. „Es war und es war nicht, es war einmal ein König“) oder die keine expletiven Dummies besitzen (vgl. z.B. lateinisch *Fuit quidam rex*, wörtl. „War einmal König“). In diesen Fällen – wie auch in sämtlichen grammatischen f)-Sätzen ist einfach die Subjekts-NP nach rechts disloziert, um sofort durch das

Anaphoricum des Appositionssatzes aufgenommen werden zu können, in anderen Worten: Das einzige Konstruktionsmerkmal, welches verbleibt, wenn man die f)-Sätze nicht sprachisoliert betrachtet, ist die Rechtsdislokation der topikal NP. Semantisch ist diese dadurch ausgezeichnet, daß sie keine bestimmbare Rolle hat – allerdings wird dadurch auch nicht einfach die Existenz des Königs bestimmt, denn

fη) *Ein alter König war

ist ebenfalls ungrammatisch: Alles, was die f)-Sätze tun, ist eben Topikintroduktion, womit Existenz war präsupponiert, aber weder syntaktisch, noch semantisch markiert wird.

Man könnte also sagen, Dislokationen von NPs seien mindestens in einigen Fällen pragmatisch motiviert. Wer jedoch so argumentiert, vergißt, daß Dislokationen nur in solchen Sprachen möglich sind, deren syntaktische Regeln Verschiebungen überhaupt ermöglichen. Z.B. müssen im Ungarischen fokale Elemente immer direkt vor dem Verb stehen, in vielen isolierenden Sprachen wie dem Hawaiianischen oder Chinesischen werden sie durch Partikeln und als Partikeln gebrauchte Adverbien und Numeralien markiert, die sich sogar in der Vulgata und noch mehr in der Itala finden (Fuit autem rex ... / Iesus autem/ergo/igitur dixit / bei Petron: Unus servus Agamemnonis interpellativ trepidantes et ...). Auch die Settings, die im Deutschen als „Vor-Sätze“, daher durch Komma vom Rest-Satz abgetrennt, erscheinen, sind in Sprachen wie dem Lateinischen oder Altgriechischen Bestandteile des Gesamt-Satzes, d.h. nicht von diesem detachiert, usw.

5. Die hier untersuchten Beispiele für angebliche Autonomie von Semantik und Pragmatik einerseits, jedoch auch diejenigen für behauptetes Zusammenspiel der drei grammatischen Ebenen bzw. semiotischen Dimensionen Syntax, Semantik und Pragmatik andererseits haben alle gemeinsam, daß die syntaktischen und sprachspezifischen Regeln diese Konstruktionen überhaupt ERMÖGLICHEN. Dieser bereits zu Beginn angedeutete Schluß ist alles andere als trivial, denn aus ihm folgt, daß es zwar korrekt ist, semantische, pragmatische und kombinierte Gründe für die eine oder andere (selbst für eine „unmarkierte“!) syntaktische Form eines Satzes anzunehmen, daß es aber immer die

Syntax der betreffenden Sprache ist, die solche Formen, oder besser: die Kodierung der semantischen oder pragmatischen Ursachen in die syntaktischen Formen überhaupt zuläßt. Somit muß streng unterschieden werden zwischen einer SYNTAKTISCHEN FORM (bzw. der Regel, die sich erzeugt) und der (semantischen, pragmatischen, psychologischen, soziologischen usw.) MOTIVATION, welche diese Regel zum Zuge kommen läßt. Genauso werden ja etwa in der Rechtssprechung eine Tat, die einer begeht, und die Gründe, die dazu geführt haben, unterschieden. Ob allerdings einer einen Mord aus Raffgier, Eifersucht, Depression oder Wahnsinn usw. begeht – es ändert überhaupt nichts an der Tatsache, daß der Mord ein *factum brutum* darstellt, d.h. daß jemand *de facto* ermordet wurde. Entsprechend muß man z.B. in der gegenwärtig neusten Richtung der Theoretischen Linguistik, in der Optimalitätstheorie (vgl. Müller 2000), zwischen dem Input und dem Output von Sätzen ein Repertoire der Motivationen konkurrierender syntaktischer Formen einbauen, die einen wesentlichen Einfluß darauf haben, was für eine bestimmte Sprache optimal ist und was nicht. Dieser zwischenzuschaltende Mechanismus bedingt allerdings, daß man von der logisch zweiwertigen Alternative von grammatischen vs. ungrammatischen Sätzen wegkommen muß, denn wie wir z.B. hier gesehen haben, ist ein Satz wie ?War ein alter König, der hatte eine Tochter weniger ungrammatisch als *Ein alter König war, der eine Tochter hatte (und zwar obwohl weder semantisch noch pragmatisch etwas gegen ihn spricht!). Dennoch enthält also sozusagen die Syntax – im Rahmen ihrer formalen und sprachspezifischen Möglichkeiten – zwar immer die Spuren der Motivationen, die sich in der konkurrierenden Formen niederschlagen, aber diese Formen genügen somit ALLEIN zur Beschreibung und Erklärung. Denn was sich nicht in der Syntax niederschlägt, ist für die Syntax irrelevant. Nur in diesem Sinne darf also Chomskys Eingangszitat verstanden werden. Wenn aber das für eine syntaktische Form Relevante auch immer syntaktisch kodiert ist, dann haben wir zwar keine Syntaxautonomie in dem Sinne, daß andere grammatische Ebenen irrelevant sind, aber in dem modifizierten Sinne, daß sie zur syntaktischen Analyse unnötig sind, da sie ja nur im Rahmen der syntaktischen Möglichkeiten fungieren können.

Ich möchte diesen m.W. bisher nirgendwo klar erkannten Sachverhalt abschließend, auch zur Verhinderung von Mißverständnissen, anhand eines einfachen Beispiels erläutern. Die „traditionelle“ Generative Grammatik (worunter ich die Phasen von der Transformationsgrammatik bis zur Minimalitätstheorie, diese selbst teilweise eingeschlossen) verstehe, versuchte z.B. für abweichende syntaktischen Formen, wie man sie beim sog. wh-Movement findet, eine übergeordnete Regel zu finden, die SÄMTLICHE Sätze, d.h. die Sätze ALLER Sprachen, befriedigend erklärt:

g α 1) I don't know what who bought.

g α 2) *I don't know who what bought.

g β 1) Ich weiß nicht, was wer gekauft hat.

g β 2) Ich weiß nicht, wer was gekauft hat.

g γ 1) *Wen glaubst du nicht, daß man einladen sollte?

g γ 2) Wer glaubsch nöd, dass men iilade sött? (St. Gallen)

Man ist also gezwungen, die syntaktischen Formen sprach- und sogar dialektweise untersuchen (vgl. Penner 1995) und beim Versuch, anschließende umfassende Regeln zu formulieren, diese parametrisieren. Damit haben wir drei Anliegen an die Optimalitätstheorie formuliert: das Repertoire von Motivationen, die Aufhebung der zweiwertigen Dichotomie von grammatisch vs. ungrammatisch und die Parametrisierung syntaktischer Regeln.

Literatur

Chomsky, Noam, Syntactic Structures. The Hague 1973

Morris, Charles W., Grundlagen der Zeichentheorie. Frankfurt am Main 1988

Müller, Gereon, Elemente der optimalitätstheoretischen Syntax. Tübingen 2000

Penner, Zvi, Topics in Swiss German Syntax. Frankfurt am Main 1995

Postal, Paul, Anaphoric islands. In: Binnick, Robert I. et al. (Hrsg.), Papers from the Fifth Regional Meeting of the Chicago Linguistics Society. Chicago 1969, S. 205-239

Toth, Alfred, Entwurf einer Semiotisch-Relationalen Grammatik. Tübingen 1997

12.8.2011